

Jazzband in Obstalden

Autor(en): **Ilg, Paul**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **23 (1933)**

Heft 9

PDF erstellt am: **27.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-636730>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

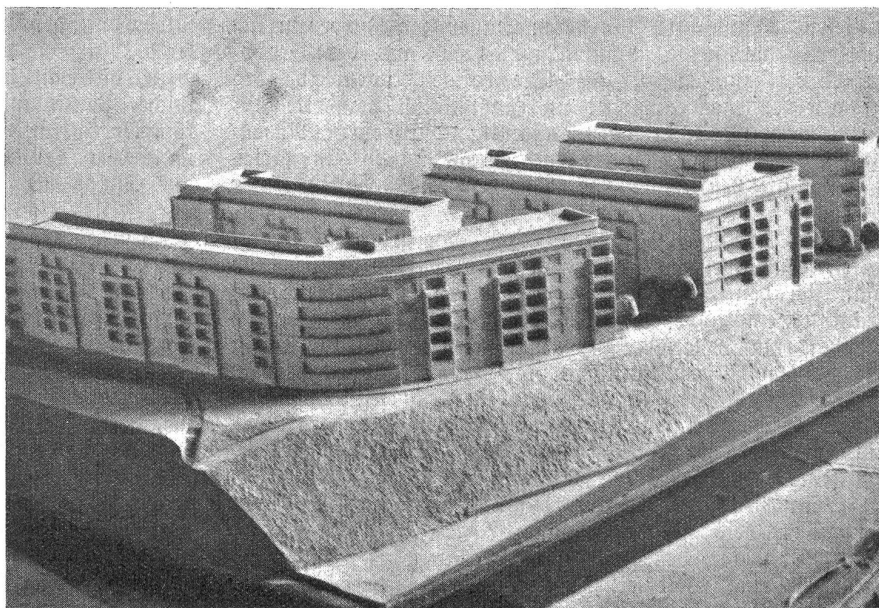
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

überzogen, naturfarbig oder pflanzengefärbt. Teppiche in verschiedener Größe und Technik zeigen, was auch auf diesem Gebiete von fachkundiger Hand alles geleistet werden kann. Weich und schön fallende Vorhänge kommen bei großen Fenstern besonders gut zur Geltung und ersetzen vielfach die Jalousieläden. Das Wesen der ganzen Wohnung ist auf Zweckmäßigkeit eingestellt. Das gilt auch für die Handwebarbeiten. Es handelt sich nicht um kunstgewerblichen Luxus, um unnötige Zierformen, vielmehr sollen die prächtigen Stoffe in mehrfacher Beziehung wirken, einmal rein nützlich und andererseits dem Auge angenehme Abwechslung bieten, so daß auch das sogenannte neue Wohnen nicht mehr kahl oder leer wirkt, vielmehr zur wunderbaren Kombination von Zweckmäßigkeit und Schönheit wird. Sämtliche Handwebarbeiten dieser Wohn-Ausstellung stammen aus der Werkstätte von Elisabeth Keller, S. W. B., Junkerngasse, Bern.



Projekt der heute der Vollendung entgegengehenden Neubauten auf dem Areal der ehemaligen Deutschen Gesandtschaft. (Architekten Scherler & Berger.) (Phot. E. Keller.)

Es wäre vielleicht bei dieser Gelegenheit noch kurz auf einen Punkt hinzuweisen, der von vielen Besuchern mißverstanden wird. „Ja, es wäre schon recht“, sagen viele, „aber wir können uns doch nicht modern einrichten, wir haben noch alte Möbel und das geht nicht zusammen.“ Dazu ist zu sagen: Es geht doch zusammen. Gute alte und gute neue Möbel passen außerordentlich fein zueinander. Also wird man, wenn ein Stück zu ergänzen ist, das erwerben, was heutiger Anschauung, heutiger Erkenntnis entspricht, und so wird mit den Jahren eine Wohnung ganz von selbst „modern“, d. h. so wie sie eben nach unsern Bedürfnissen sein soll. Es wäre sehr nützlich, bei anderer Gelegenheit dies praktisch vorzudemonstrieren, um die Vorurteile zu bekämpfen, die nur Altes oder nur Neues gelten lassen wollen. Alles ist im Fluß, wir werden nie unverrückbare Formen finden, es sei denn, wir hätten das Maximum an Zweckmäßigkeit, verbunden mit edler Linienführung und Farbe erreicht, und dann bleibt immer noch das Material zu diskutieren, das sich durch neue Forschungen und Erfahrungen zu Resultaten auswaschen kann, die wir uns heute noch nicht vorstellen können.

-e-

Jazzband in Obstalden.

Ein Kleinstadtroman von Paul Ilg.

Apostrophe.

Wer trägt die Schuld? Von Mund zu Mund geht die eifernde Frage. Scheele Blide fahnden nach Sündenböden und Schlachtopfern. Aber eitel Reichtthaberei, nicht Gerechtigkeit ist's, wenn ihr Neunmalklugen entrüstet ausrufen: „Da haben wir die Bescherung! Versteht sich, Jazzband mußte sein! Die Bürgermusik war ja nicht genug!“

Erlich gesprochen: Habt ihr euch nicht manchen lieben Sommerabend im Kurgarten, auf Tanzböden weidlich getummelt, mit schmunzelndem Behagen anerkannt: „Schneid, Schmiß, Temperament haben die Kerls — das muß man ihnen lassen?“ Die „verteufelte“ Jazz ist euch ganz anders in die Glieder gefahren und selbst Gichtbrüchige haben mitunter Anwandlungen verspürt wie jener sentimentale Adergaul im Bilde, der angesichts einer vorüberfliehenden Jagd, beim Tone des Sifthorns jählings Jugendgefühle verspürt

und in Erinnerung an längst entschwundene Zeiten begeistert mit der Pflugschar durchgeht.

Heut' aber ist Heulen und Zähneklappern, als müßte gleich Pech und Schwefel auf uns niederfahren. Nur gemacht, wir sind auch nicht blind und taub an den Ereignissen vorübergegangen. Da ist wohl keiner, der nicht aus seiner Gemütsruhe aufgeschreckt und nachdenklich geworden wäre! Wir wehren uns nur gegen pfäffische Nutzenwendung, wir wollen nicht pharisäerhaft auf Schuld und Sühne pochen, sondern den Spuren der vernichtenden Leben behutsam folgen und ohne vorschnelles Urteil erkunden, was Schicksal, was Verfehlung ist. Verbiethet ihr das Feuer, weil irgendwo ein Brand ausbrach, Menschen und Tiere umkamen? Nein, ihr forschet nur füglich nach, ob höhere Gewalt, Fahrlässigkeit oder Tücke im Spiele war. Dem Blitz hingegen könnt ihr den Weg nicht vorschreiben. O heilige Einfalt! Das Uebel, Leute, heißt nicht Jazz! Dann noch eine Gegenfrage: Wäret ihr wohl auch so oft zum Kurgarten gepilgert bei den ach! so vertrauten, sanft detonierenden Klängen der „Einheimischen“, die nun einmal zu der überaus großen Gattung Musikanten gehören, von denen christlich milde gesagt ist: „Man bittet nicht auf die Spieler zu schießen, sie tun, was sie können!“ Nicht zu reden von den lieben Kurgästen, die (kämen sie alle aus Rakeburg!) heutzutage mit gelinden Natur- und Weinräschen, mit heilsamen Bädern und Wasserlein einfach nicht mehr zu stillen sind!

Das Rad der Zeit könnt ihr nicht rückwärts drehen, das Tempo des Lebens nicht aufhalten. Heba, ihr aufgeschreckten Spießer und Duckmäuser, laßt denn das grämliche Ziehen am Strang der Tugendbolde und Rostverächter, Schwarzleher und Splitterrichter! Hört lieber zu und vernehmt, was sich eigentlich begeben hat, wie das ewig junge, grausam schöne Leben spielt, während ihr mit gealterten Herzen und matten Sinnen euer eingesparrtes Büchsen- glück hegt!

Erstes Kapitel.

Ein außerbaulicher Saisonbeginn! Kalendertreu trafen die Eiseheiligen ein. Der erste goß mit Kübeln, der zweite streute Gloden drein, der dritte sorgte für angemessenen Rumor, indem er dem ohnehin kurzgeschürzten Weibervolk rucklos unter die Röde fuhr, Regenschirme in Tulpen verwandelte, neue Frühlingshüte nach seinem Geschmack ummodelte oder tüdtsch durch die Gassen schleifte. Die hoch-

gepriesene Baumbüte, für deren Dauer der Kurverein sich leichtfertig verbürgte, konnte nur noch aus der Froschperspektive genossen werden. Die rosige Augenweide lag auf allen Wegen verstreut und männiglich wandelte auf diesem von Maikäferleichen anmutig durchsehten Riefenteppich. Selbst der nebelgraue See bekam so ein zartes Blütenmäntelchen umgehängt, ohne daß er sich darum heiter und dankbar gezeigt hätte.

Der Wirt zum „Goldenen Engel“, das grimmige Stadt-orakel, stand am Eingang seines neu verputzten Hauses und besah sich den Schaden, den er als eine ganz persönliche Kränkung empfand. Während der toten Zeit hatte er sich mehr als manche andere ins Zeug gelegt und keine Kosten gescheut, um es den künftigen Gästen recht und bequem zu machen. Nun mußte er zu seinem Verdruß feststellen, daß höhern Orts nicht das mindeste Einsehen für dergleichen Aufwendungen vorhanden war. Jeder Vorübergehende bekam seine Herzensmeinung gründlich zu hören.

„Ein prächtiges Wetter, was? Dafür hat man nun sein gutes Geld hinausgeschmissen!“ Wehe dem empfindsamen Wanderer, der ahnungslos vernahm, was das überhaupt für eine Welt sei! Er konnte vor Schreck über die graulichen Lasterungen in die schönste Pfüge geraten. Der biedere Hafenmeister zum Beispiel, der mit einem nichts-nützigen „Noch nicht aller Tage Abend“ wider den Stachel löckte, mußte ein wüstes Donnerwetter über sich ergehen lassen. „Ha, du hast gut reden, olles Kamuff! Ob du ein paar Schiffe mehr oder weniger ansteilst, — dir ist das schnor. Du hast dein bombensicheres fistalisches Fett. Aber ich? Was fang ich an, wenn's wieder so wie letztes Jahr die ganze Saison nur so herunterseht? Das Finanzamt wird mir schwerlich unter die Arme greifen. Eher saugt es mir noch das letzte bißchen Mark aus den Knochen!“

Am schlimmsten kam jedoch ein Trüpplein netter Mädchen weg, Marke „höhere Töchter“, tipptopp aufgezogen, munter und unternehmungslustig wie Schneden nach dem Gewitterregen. Der Engelwirt zog eine sauerfüße Miene: Die Sorte behagte ihm schon gar nicht. Verschämte, bezopfte Trachtentinder wären ihm lieber gewesen. Tha, diese lächerlichen Großstadttaffen! Auch eine Attraktion! Der zünftige Meteorologe, der auf gottweiß welche liebliche Weise herausnobelte, daß Obstaldden jährlich — sage und schreibe — zweitausend Stunden Sonnenschein und „nur“ hundertdreißig Regentage aufweise, mußte bei seinen Berechnungen entschieden zu tief in die Augen dieser lodernen Zeisige geblickt haben!

Das leichtsinnige Geschwader nahm Richtung Kurhaus. Da war's natürlich nicht schwer, zu erraten, was sie im Schilde führten. Als alter Schwede sagte er's ihnen gleich auf den Kopf zu.

„Aha, jetzt geht's zur Jazzband, versteht sich. Curet-wegen hat man sie ja kommen lassen. Für die Kurgäste war's nicht nötig gewesen. Bewahre, die danken nämlich ihrem Herrgott, wenn sie den blödsinnigen Radau 'n paar Tage los sind! Ihr dagegen braucht Blues, Foxtrott und Charleston, was?“ Er verrenkte die Beine und wadelte unflätig, was alles nur schallende Heiterkeit erregte. „Teurer Spaß! Kostet uns nur zehntausend Märker, den Hirnschaden nicht gerechnet.“

Je lauter die „Affen“ freischten, desto mehr erhitzte sich der Unglücksprophet.

„Die Herren Eltern können sich auf allerhand gefast machen, garantiert! Schön in die Messeln gesetzt! Aber natürlich — Obstaldden soll ja mit Teufels Gewalt Weltbad werden! „Dunkler Anzug erwünscht.“ Man lachte sich schief. „Nächstens werden wir noch 'ne Spielbank aufmachen. Fortschritt nennt sich das, ich sage dem anders!“

In seinem gerechten Zorn machte er keinen Hehl daraus, aber wie anstößig das Wort auch klang — die vergnügte Horde quittierte wiederum mit einer so tollen Lach-

salve, daß der Maulwurf sich wütend in seinen Bau vertroch. Auch die Mädchen bekamen plötzlich kalte Füße. Wer weiß, vielleicht hatte die Tanzmusik schon angefangen und solche Versäumnis wollte sich denn doch keine zuschulden kommen lassen. Im Gehen erzählte Mie, das blonde Oberhaupt der Truppe, einzige Tochter des Generals von Beuß auf Schloß Windegg: „Denkt euch, sie sind mir alle schon vorgestellt! Ich war doch gestern zufällig im Kurhaus, als sie probten. Todschick — könnt mir's glauben. Der Saxophonist, schon ein bißchen spedig zwar, aber unglaublich rasig, mit Augen, na — ich kann euch sagen! Der reinste Nigger! Dann der Banjospieler, lange Latte, furchtbar vornehm, wie so'n stellenloser Großfürst. Und erst der Schlagzeuger — Kinder! Einfach süß. Stellt euch vor: nicht größer wie ich, dabei so fed, blutjung und geschniegelt ... ach, herrje! Der wird dir sicher am besten gefallen, Hertha, wetten, daß? wandte sie sich plötzlich sehr verlegen an ihre Herzensfreundin, eine hochgewachsene Brünnette, die weit über ihre siebzehn Jahre ernst und gefast ausah. Hertha Schuster war in Amerika aufgewachsen und galt allen andern als Vorbild der feinen Lebensart. In ihren Mundwinkeln zuckte es verächtlich.

„Keine Angst, ich werde dir sicher nicht in die Quere kommen!“

Die andere lachte übertrieben.

„Ach, Gott, das kennen wir nun schon! Du bist ja so etepetete, daß du dich wohl überhaupt nie verliebst. Und möchtest doch so schrecklich gerne wissen, wie's dabei zugeht, nicht wahr?“

„Du hast dich ja schon verplappert, Mie! Also, Kinder! Hände weg vom Schlagzeugmännle! Ich will mir mal den stellenlosen Großfürsten näher ansehen!“ neckte Friedel Dorn, von klein und groß nur „Struppchen“ genannt, weil sie über eine regelrechte Baßstimme verfügte, einen mehr als hübschen Bubikopf und entsprechend burschikose Manieren am Leibe hatte. Doch dank ihrer fröhlichen Redheit mochten die „höheren“ Freundinnen sie recht gut leiden, obgleich Vater Dorn sozusagen das blutigste Handwerk trieb und das Transchiermesser auch heute noch unermüdlich handhabte, wo seine Burtschen schon den halben Bezirk mit Fleisch und Wurstwaren versorgten.

Dann war da noch Rita Süßkind, das Riesenfräulein, die von den andern viel ausstehen mußte, einmal, weil sie mehr in die Breite als in die Höhe gedieh, besonders aber ihrer verschämten Armut wegen, aus der ihr der Stachel des Neides erwuchs. Tochter einer kleinen Beamtenwitwe, konnte sie keine großen Sprünge machen, wollte indes überall mittun, was zur Folge hatte, daß sie sich viele Blößen gab und peinliche Zurücksetzungen erlitt. Zu den seelischen kamen noch die leiblichen Hungerqualen, da sie höchstens die Hälfte dessen bekam, wonach sie Verlangen trug, ja sie mußte überdies noch entseßlich viel turnen, schwimmen und Hausarbeit verrichten, um dem drohenden Fluch der Fettjudt zu entgehen. Ach, auch in der Liebe war ihr das tödliche Fleisch hinderlich. Immer schnappten ihr die leichtsinnigen, leichtherzigen Freundinnen das Beste vor der Nase weg. Und warum? War sie denn nicht trotz ihren hundertfünfzig Pfund eine ganz passable Erscheinung, gerade jetzt, wo vollschlanke gottlob wieder Mode wurde?

„Sei nur nicht traurig, Rita! Vielleicht, daß dir der Klimperinski gefällt. Er ist zwar ein bißchen trübsäugig, trägt eine fettglänzende Samtjade, lange Haare und sieht überhaupt etwas verkommen aus. Dafür spielt er aber zum Heulen schön!“ höhnte die bildhübsche Mie in der gram-samen Art der Bevorzugten, die ihr Selbstgefühl gern in der Demütigung Minderbegabter austofen. Es wäre trotz Regen und Wind fast zu einer Straßenschlacht gekommen. Die anderen mußten alle Beredsamkeit aufbieten, um das tobende Elefantentüden zu beruhigen und zu verhüten, daß es strads nach Hause lief und sich heulend ins Bett legte.

„Um Gotteswillen, Rita! Hast du vergessen? Morgen ist Wiegetag. Da mußt du doch heut' noch tüchtig tanzen. Im Bett nimmst du gleich wieder 'n Kilo zu!“ rief Struppchen so überzeugt, daß selbst die Gefoppte das Lachen nicht vorbeikönte.

Diese vier also, unbestritten die Blüte des Obstaldener Mädchenfranzes, zogen jetzt voll hochgespannter Erwartung auf Abenteuer aus, gegen alle kleinstädtischen Kopfschüttler fest entschlossen, dem Zug der Zeit zu folgen, die Sendlinge der großen Welt mit Enthusiasmus zu empfangen. Ihr Erscheinen im Kursaal bewirkte allgemeine Befriedigung. Besonders die einheimische Jungmannschaft atmete erleichtert auf, nicht ahnend, daß sie schon halbwegs außer Kurs gesetzt war und bei den Suldbinnen wenig mehr zu melden hatte. Allerdings konnte man die langweiligen Laffen auch jetzt noch nicht völlig entbehren. Vorerst bedurfte man ihrer noch, um mit Glanz an den eigentlichen Helden des Kur-saales vorbeizuhüpfen.

Auf der Schwelle hielt die Corona verstohlen Umschau, dann lief jede in anderer Richtung davon, um im Schutze von Eltern und Geschwistern aller Freuden eines modernen Tanzees teilhaftig zu werden. Endlich war man ja auch in Obstalden völlig auf der Höhe! O Gott, wie närrisch quirlte, gluckste, schluchzte und heulte das Saxophon, wie süß zirpte, schmachtete das Banjo, wie hell schmetterten die Trompeten, wie ohrbetäubend ratterte, rasselte, wirbelte das Schlagzeug und vollends die rasenden Läufe des schwarz-mähnigen Klavierlöwen fuhren einem wahrhaft gleich prifelnden Schauern über den Rücken! Welch köstlicher Auf-ruch im ganzen Saale, welch seliges Zuden in allen Gliedern! Da waren sicher nur wenige, die dachten: „Freunde, nicht diese Töne!“ Auf die Dauer gab es einfach kein Widerstreben, denn das besondere Kennzeichen dieser Musik war: hinreißend! Am meisten imponierte der jungen Welt jedoch Art und Haltung der Spieler. Wahrlich, einzig der Pianist gehörte offenbar noch der alten Schule an. Die anderen, nur in Hemd und Hose, sahen aus, als mühten sie die Töne erpringen, aus dem Boden stampfen, dem Publikum um die Ohren zu hauen. Die gleichen in keinem Zuge mehr den schmachtklofigen Träumern von ehemals, die sommernächtlich schwärmend herumzogen, den Mond angeigten, und der Seimlichgeliebten sinnige Ständchen brachten. Eher machten sie den Eindruck, als ob sie den Mond für einen Trainingsball, die süßen Mädels als willkommenes Freiwild ansähen! Den braulenden Beifall der Obstaldener Bürgerschaft nahmen sie als etwas ganz Selbstverständliches hin. Der Kapellmeister klappte den Oberkörper zweimal rasch vornüber und seine würdevolle Miene verkündete klar: „Bloß keine Aufregung, Herrschaften! Wir tun's ja nur des geliebten Geldes willen!“ Es stellte sich nämlich bald heraus, daß sie lediglich durch Mißgeschick in dieses windige Nest ver-schlagen wurden. Letzten Sommer hatten sie notabene in Baden-Baden gejazzt und winters war Berlin ihr Tummel-platz. —

Die scharmante Mie saß, wenn sie nicht gerade tanzte, am Tisch der Honoratioren neben ihrer mißvergnügten Mutter und bewunderte für sich allein die Behendigkeit des eleganten Schlagzeugers, der mindestens ein halb Duzend Instrumente handhabte und dabei immer noch Zeit fand, ihr verfängliche Blicke zuzuwerfen. Wirklich ein unglaublich feder Mensch! In der Pause war sie (bitte sehr) ganz zufällig hinausgegangen, um etwas frische Luft zu schöpfen: da hatte er die Kühnheit besessen, ihr vertraulich lächelnd in den Weg zu treten und betörende Komplimente über ihre Tanzerei zu machen. So viele junge Damen er in Berlin, St. Moritz, Ostende schon beobachtet habe, graziöser sei ihm noch keine vorgekommen. Es war zum Davonlaufen! Das tat sie denn auch. Sie konnte das herzbeleckende Ge-schicknis keine Sekunde für sich behalten. Fünf Minuten später wußten es all ihre Vertrauten, einzig die Mutter

ausgenommen, die nun einmal kein Verständnis für Jazz be-saß, lieber einen Straußwalzer oder eine „gute, alte Ouver-ture“ gehört hätte und überhaupt auf ganz gewöhnliche Musik erpicht war. Gertha Schuster hatte hochmütig die Nase gerümpft und bemerkt, solch plumpe Annäherungen dürfte sich ein anständiges Mädchen allerdings nicht bieten lassen. Struppchen wiederum war entschieden dafür und riet „spakeshalber“ zu weiterer Fühlungnahme. Das Riesen-fräulein hingegen nahm die frohe Botschaft in einer Weise entgegen, daß ihr leibliches Mißgeschick sehr nachteilig auf ihren Charakter einwirkte. (Fortsetzung folgt.)

Eine gelehrte oder eine intelli-gente Frau?

Welcher Mann möchte sich nach anstrengender Ver-standesarbeit noch mit einem unerschöpflichen Konversationslexikon zu Tische setzen oder einer Paragraphenkartothek oder gar einer Apotheke? Das alles haben diese gelehrten Frauen, die allzusehr von ihren Berufen absorbiert werden, in sich, statt ein mitfühlendes Herz. Nur nichts Eigenes. Verstandeschulung auf Kosten einer Herzensbildung ist keine gesunde Basis für eine Ehe. Der Mann sucht nun einmal bei der Frau das was ihm fehlt, was er entbehrt — Herz und Gemüt. Aber weniger jene Frau mit der kurzen, guten Intelligenz, die gerade reicht, eine Seesunge von einer Scholle zu unterscheiden, als eine Lebensgefährtin, deren Herz und Verstand harmonisch ausgebildet sind, keine vielwissende Frau, sondern eine weise Frau, die in ihm aufgeht, statt in einem kräfteraubenden Beruf, die sich für ihn betätigt, für seine Pläne, Ziele, Gedanken und Erfolge begeistert und daran teilnimmt, ihm hilft als zuverlässiger Kamerad das Gute wie das Böse zu tragen und deren Treue sich auch in den alltäglichsten Dingen bewährt. — Jene gelehrte Frau, die dies nicht zu geben vermag, heirate einen Gigolo, was zu ihr paßt. Für die Ehe taugt nur die liebesfähige, seelisch und körperlich gesunde, mütterliche Frau, die bereit ist, mit dem Einsatz ihrer ganzen Persönlichkeit die Aufgabe auf sich zu nehmen und zu lösen. —m—

Rundschau.

Vorspiel in Berlin.

Im Karl Liebknecht-Haus findet die Polizei ein umfangreiches Waffenlager und eine Unmenge Propa-gandaliteratur. Gleichzeitig entdeckt sie ein Labyrinth von unterirdischen Gängen, die in entfernte Straßen münden, und nun weiß sie, warum bei so manchen Verfolgungen die Flüchtlinge spurlos verschwinden, und warum Haus-suchungen so oft ergebnislos verliefen. Dies war vor einigen Tagen. Am letzten Montag wurde das Reichstags-gebäude in Brand gesteckt; der Mittelbau, der große Vollsitzungs-saal, ist zerstört; kein großes Kunstwerk, aber ein Symbol des Parlamentarismus, liegt in Asche. Man hat viele Kommunisten verhaftet; der erste Festgenommene, ein Holländer, gestand mit aller Eilfertigkeit, der Täter zu sein. Aber mit Sicherheit ist vorauszusehen, daß die kom-munistische Partei behaupten wird, die unsinnige Tat am Vorabend der Wahlen sei das Werk von „agents provo-cateurs“, und die Brandstifter seien gefaufte Gefellen Hit-lers. Es wäre wirklich nicht einzusehen, was die Jünger Moskaus mit solchen Terrorakten gewinnen könnten, und entweder ist die Tat als ein Ausdruck letzter Verzweiflung vor dem bitteren Ende zu werten, oder — andere haben sie